

Selektion und Qualifikation von Hochschuldozenten

Autor(en): **Fischer, Hardi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bulletin / Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten = Association Suisse des Professeurs d'Université**

Band (Jahr): **22 (1996)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-894213>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Opinions – Meinungen:

Selektion und Qualifikation von Hochschuldozenten

Die Evaluation der Wirkung des Schulbetriebes wird in den letzten Jahren vermehrt diskutiert und manchmal schon erprobt. Unsere Laienaufsicht soll in ein System gezwängt werden.

In der Folge dieser Entwicklung macht man sich zusätzlich mehr und mehr Gedanken über die Selektion und die Qualifikation von Hochschuldozenten, weil dadurch natürlich der Hochschulbetrieb u.a. entscheidend beeinflusst wird. Die Zeiten, in denen Professoren als unfehlbare Halbgötter gesehen wurden, sind längst vorbei. Über Jahre hinweg spielte in der Auswahl von Professoren die fachliche Kompetenz die entscheidende Rolle. Die wissenschaftlichen Publikationen künftiger Hochschuldozenten als Hinweis auf eigene erfolgreiche Forschertätigkeit, der Zitationsindex als Hinweis auf die Verbreitung der in wissenschaftlichen Zeitschriften publizierten Arbeiten waren entscheidend. Sie sind es vermutlich immer noch, wobei allerdings die ketzerische Frage offenbleibt, ob es zwischen der Anzahl der Publikationen und deren Qualität nicht manchmal eine negative Korrelation geben könnte. Eine Publikation als «l'art pour l'art» dürfte kaum genügen. Aus einem Forschungsprojekt viele Publikationen mit nur anderen Worten und Schwerpunkten zu schreiben, bringt fachlich nichts, erhöht aber die Anzahl der Publikationen. In Berufungsver-

handlungen spielen die (Instituts-)Dotierungen mit Forschungsgeldern und Assistentenstellen eine gewichtige Rolle. Dabei reduziert sich die Arbeit der eigentlich für wissenschaftliche Forschung angestellten Professoren oft schnell zu einem grossen Teil der Zeit auf die Verwaltung dieser Forschungsgelder (Zwischenberichte, Schlussberichte usw.) und weg von der Forschung. Selbst wenn diese Arbeit delegiert werden kann (Assistent, Sekretärin), bleibt die Verantwortung beim Forschungskreditempfänger.

In den letzten Jahren kam bei der Selektion von Professoren eine neue Dimension hinzu: die Didaktik der Vorlesungen, die bereits in den Ausschreibungen unterstrichen wird. Es dürfte schwerfallen, etwa bei einem ausländischen Kandidaten oder bei einem Kandidaten ohne Lehrerfahrung didaktische Begabung zu beurteilen. Eine Probevorlesung ist zudem zu sehr dem augenblicklichen Zufall unterworfen. Bei zu Berufenden, die schon an einer anderen Hochschule tätig sind, fällt eine Beurteilung leichter. Doch was heisst hier Didaktik? Geht es um die Vorlesung, die Übung, das Praktikum, das Seminar? Und was ist eine gute Didaktik? Besteht sie in einer Aufforderung der Studenten zur Beteiligung (bei manchmal weit über hundert eingeschriebenen Studenten sehr problematisch) oder geht es um eine tadellose Dar-

stellung des Stoffes an der Tafel, auf Folien und Dias, gegliedert nach Kapitel und Paragraphen wie in einem Lehrbuch? Und welches ist dabei die Rolle der Rhetorik in ihrem Zusammenspiel mit der Visualisierung (die auch nicht immer eingesetzt werden kann; man denke an die Literaturbesprechungen)? Man ist geneigt, vereinfachend zu argumentieren, die Qualität des Unterrichts zeige sich im Prüfungserfolg der Studenten oder umgekehrt an der Zahl der Aussteiger mit oder ohne Prüfung. Dabei spielt der Ermessensspielraum der Anforderungen an die Studenten von Dozent zu Dozent eine andere Rolle. Ein Kriterium könnte auch die Motivierung der Studenten sein, die ja eben zum inneren oder äusseren Mitmachen führen soll. Aber nicht alle «Stillen» sind die «schlechten» Studenten. Zudem ist eine perfekte Darstellung des Stoffes in einer Vorlesung nicht unbedingt die beste Unterrichtsform: sie verleitet zu gedankenlosem Mitschreiben der Studenten, nicht aber zum gedanklichen Mitdenken. Mauerblümchen blühen zudem manchmal sehr stark.

Viele der Übungen und Praktika werden von Assistenten im Auftrag und unter Aufsicht eines Professors abgehalten. Deshalb werden mehr und mehr didaktische Kurse für Assistenten angeboten. Erstens sollen dadurch diese Unterrichtseinheiten an Format gewinnen (was beispielsweise den künftigen Dozenten zugutekommt). Auch jene Assistenten, die die Hochschule verlassen, können vermutlich in ihrem späteren Beruf davon profitieren. Vielen ist das Nachdenken über die Art und Weise, über die Wirkung ihres Unterrichts vollkommen neu.

Würden die Dozenten – rein hypothetisch – irgendwie nach ihrem Intelligenz-Quotienten (IQ) ausgewählt, müsste man feststellen, dass weitere Dimensionen der Beurteilung fehlen. Der IQ ist an und für sich bei Erwachsenen gar nicht möglich, ist er doch definiert für Kinder als Quotient zwischen Intelligenzalter und Lebensalter in Monaten ($\times 100$). Für die Erwachsenen wird die Normalverteilung eines Intelligenztests einfach auf die Normalverteilung des IQ-Tests abgebildet (mit Mittel = 100 und Standardabweichung = 15). Die Wahrscheinlichkeit des Auftretens z.B. eines IQ = 160 ist somit sehr gering. Solche Intelligenztests setzen sich zusammen aus vorgängig geeichten verbalen, räumlichen und Überlegungsaufgaben, aber ohne Berücksichtigung einer emotionalen Dimension oder einer Dimension des sozialen Urteils. Aber gerade diese Dimensionen sind für das Leben wichtig: sie prägen z.B. den kognitiven Stil (Impulsivität vs. überlegtes Vorgehen usw). Solche Instrumente fehlen, weil z.B. die Emotion praktisch nicht messbar ist. Und doch: gerade diese Dimension ist im Alltag wichtig, sie ist es auch in der Vorlesung, in der Übung oder kurz im Kontakt mit den Studenten. Sie korreliert – soviel weiss man heute – kaum mit der Intelligenz. Durch die Emotion wird die Fähigkeit, sich und andere zu motivieren (Verfolgung von Zielen), verstanden. Eine Art Emotions-Quotient (EQ), so zeigen neuere Studien, ist entscheidender für einen Erfolg im Leben als der IQ (oder ein brillanter Abschluss des akademischen Studiums). Wir alle haben es erlebt, dass Mitschüler in der Mittelschule, die eine sehr erfolgreiche Matura bestanden haben, oft nicht unbe-

dingt die «Erfolgreichen» im Leben sind, und umgekehrt. Dasselbe gilt für Studenten. Der Erfolg ist aber später auch nicht messbar durch ein hohes Gehalt. Der EQ hat mit Optimismus, Zielstrebigkeit, Ausdauer, Motivation und Kooperationsbereitschaft zu tun, also mit einer Art Ausstrahlung, die mit der herkömmlichen Intelligenz wenig zu tun hat.

Die Bemühungen, schon Unterrichtende zu qualifizieren, wird mehr und mehr in die Wege geleitet. Die Mittel dazu sind unterschiedlich. Am häufigsten werden standardisierte Fragebogen verwendet, die von den Studenten einer Lehrveranstaltung anonym ausgefüllt werden. Hier wird eine Meinungsäußerung mit einer Erfolgsskala verwechselt. Der Dozent kann durch solche Meinungen in seiner Spontaneität gebremst werden. Er unterrichtet nicht mehr natürlich, sondern versucht krampfhaft, sich an irgendwelche Kriterien eines sogenannten guten Unterrichts zu klammern. Dabei spricht die Persönlichkeit eines Dozenten die einen eben mehr, die anderen weniger an. Dasselbe gilt für die Unterrichtsgestaltung. Zudem ist es für den Studenten schwierig, sich bei einem schlechten Urteil des Unterrichts eine Alternative dazu vorzustellen, sei es, dass er vom zu unterrichtenden Stoff noch keine Kenntnis hat, sei es, dass er seine subjektive Mei-

nung (auch wenn sie sich gehäuft mit der Meinung anderer Studenten verstärkt) als gesichert ansieht. Die gleiche Unsicherheit ergibt sich für die Professoren.

Die Gremien, die in diesem Bereich Entscheidungen zu fällen haben (Berufungskommissionen u.a.), sind nicht zu beneiden, weil objektive Kriterien zu Selektion und Qualifikation von Hochschuldozenten noch fehlen. Es wäre zu begrüßen, wenn diesbezügliche Forschungen eingeleitet werden könnten.

Vielleicht sollte man sich zurückerinnern an die gute alte akademische Freiheit, die viele Vorteile (Spontaneität, Gestaltungsfreiheit), aber natürlich auch Nachteile (unkontrolliert schlecht vorbereitete Unterrichtseinheiten) mit sich bringt. Ein sogenannter schlechter Unterricht kommt den Rektoraten so oder so zu Ohren. In diesem Fall ist ein Eingreifen immer noch früh genug und man erspart sich aufgebauschte Evaluationsstellen. Ein Unterrichtsberater für Kollegen mit Unterrichtsproblemen wäre vermutlich die bessere Lösung, anstatt eine aufwendige und wohl doch fragwürdige Evaluation der Wirkung des Unterrichts.

*Prof. Dr. Hardi Fischer
emeritierter Ordinarius für Psychologie
an der ETHZ*